



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Grenzen von Poesie und Unpoesie

Walzel, Oskar

Frankfurt am Main, 1937

1. Hamann

[urn:nbn:de:hbz:466:1-99223](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-99223)

II. Hamann und Herder

1. Hamann

Spricht Goethe oft vom Poetischen und von dem Unterschied zwischen Poesie und Unpoesie, eine grundsätzliche Erörterung wie die im Brief von 1801 ist sehr selten und früher überhaupt nicht anzutreffen. Eher läßt sich bestimmen, wann zum erstenmal dieser Unterschied ihm stark fühlbar wurde. Es liegt nahe, den Anlaß in Herder zu suchen. Die ganz große Wandlung, die sich dank Herder in Goethes Kunst- und vor allem in Goethes Dichtungsschau vollzieht, muß auch hier mitgetan haben. Wirklich meldet „Dichtung und Wahrheit“ im zehnten Buch Wesentliches. Goethe berichtet von zuweilen recht schmerzlicher Belehrung durch Herder. Doch gibt er zu, es sei auch kein Tag gewesen, der nicht fruchtbarste Belehrung gebracht hätte. „Ich ward mit der Poesie von einer ganz andern Seite, in einem andern Sinne bekannt als bisher, und zwar in einem solchen, der mir sehr zusagte.“ (Die bekannte Stelle findet sich in der Festaussgabe 15, 383.)

Hebräische Dichtkunst, Volkspoesie, „älteste Urkunden als Poesie“ seien dank Herder zum Zeugnis für Goethe geworden, daß die Dichtkunst überhaupt eine Welt- und Völkergabe sei, nicht ein Erbteil einiger feinen und gebildeten Männer. „Ich verschlang das alles, und je heftiger ich im Empfangen, desto freigebiger war er im Geben, und wir brachten die interessantesten Stunden zusammen zu . . .“

Bald indes hat „Dichtung und Wahrheit“ von Widerspruch zu melden, der sich angesichts der Frage nach wahrer Poesie zwischen Goethe und Herder einstellte. „Er hatte mir den Spaß an so manchem, was ich früher geliebt, verdorben und mich besonders wegen der Freude, die ich an Ovids ‚Metamorphosen‘ gehabt, aufs strengste getadelt.“ (S. 387.) Goethe suchte seinen „Liebling“ zu retten. Herder wollte in den „Metamorphosen“ keine eigentliche unmittelbare Wahrheit finden; „hier sei weder Griechenland noch Italien, weder eine Urwelt noch eine gebildete, alles vielmehr sei Nachahmung des schon Dagewesenen und eine manierierte Darstellung, wie sie sich nur von einem Überkultivierten erwarten lasse“. Vergeblich wandte Goethe ein, was ein vorzügliches Individuum hervorbringe, sei doch auch Natur, und unter allen Völkern, frühern wie spätern, sei doch immer nur der Dichter Dichter gewesen. Goethe muß zugestehen, daß ihm Ovid beinahe dadurch verleidet wurde.

Als Goethe diesen Bericht aufzeichnete, mag er von dem Recht, Dichtung und Wahrheit zu mischen, füglich Gebrauch gemacht haben. Kaum dürfte das einzelne ihm noch derart klar in der Erinnerung sich gespiegelt haben. Nahm sich nicht vielleicht der alte Goethe noch eifriger seines Liebings an als der junge in der Auseinandersetzung mit Herder? Gab nicht vielleicht der junge Goethe seinem Führer williger zu, daß Ovid nicht ein echter Dichter sei? Als Goethe von Rom

Abschied nahm, gestaltete sich ihm der schmerzliche Augenblick nicht zu einem Gedicht. Am Ende der „Italienischen Reise“ gesteht er, Ovids Verse „Cum subit illius tristissima noctis imago . . .“ hätten ihn an eigener Produktion irre werden lassen; auch später wollte nie etwas zustande kommen. Diesmal also verstummte Goethe in seiner Qual und versenkte sich in Verse eines andern, die ihm sagten, wie er leide. Ob indes der Bericht in „Dichtung und Wahrheit“ bis ins letzte wahrheitsgehaltig ist oder nicht, sicher ist er ebenso wie der Schluß der „Italienischen Reise“ ein Zeugnis, daß Goethe nicht durchaus mit Herder übereintraf, wo es galt, Echtheit eines Dichters zu bestimmen. Und ebenso sicher ist, daß der spätere Goethe an entscheidender Stelle die Grenzlinie zwischen echter und nicht echter Poesie anders zog als Herder, nicht nur der frühe auch der späte Herder. Soll ich noch hinzufügen, daß Goethe erkannt hatte, Herders Einwände gegen Ovid könnten ebensogut gegen Goethe erhoben werden, gegen den klassisch gewordenen Goethe, der oft genug von Herder sich abgelehnt sehen mußte?

Auch wenn nicht der Name Hamanns unmittelbar nach dem Satz erschiene, Dichtkunst sei eine Welt- und Völkergabe, nicht Erbteil einiger Gebildeten, so läge doch auf der Hand, daß Herder in Straßburg das Wesen der Poesie seinem gelehrigen Zuhörer nach Hamanns Ansicht gedeutet hat. Noch in der „Kalligone“ erscheint kurz nach Beginn des Abschnitts über Poesie und Beredsamkeit der wichtige Entscheid Hamanns: „Poesie ist die Muttersprache des menschlichen Geschlechts; wie der Gartenbau älter als der Acker: Malerei — als Schrift: Gesang — als Deklamation: Gleichnisse — als Schlüsse: Tausch — als Handel.“

Ein allerwichtigster Versuch, echte von unechter Poesie zu trennen. Mit unserer Vorstellung von Hamann so innig verschmolzen, daß man meinen möchte, über diesen Vorstoß sei in Hamanns Schrifttum sehr viel zu finden. Dergleichen sagt man nicht bloß einmal. Auch Herder hat das immer wieder vorgetragen. Allein es war nicht Hamanns Art, solch einen Orakelspruch eindringlicher zu begründen. Und auch der Eingang der „Aesthetica in nuce“ von 1762, der den Satz vorträgt, bescheidet sich mit wenigen Seiten, die erläutern, wie der Satz gemeint ist. Es geschieht hamannisch in Bildern. Nachzuweisen ist, daß Poesie in Bildern sich ausdrückt. „Sinne und Leidenschaften reden und verstehen nichts als Bilder. In Bildern besteht der ganze Schatz menschlicher Erkenntnis und Glückseligkeit.“ „Rede, daß ich dich sehe! — — Dieser Wunsch wurde durch die Schöpfung erfüllt, die eine Rede an die Kreatur durch die Kreatur ist; denn ein Tag sagt's dem andern, und eine Nacht tut's kund der andern. Ihre Losung läuft über jedes Klima bis an der Welt Ende, und in jeder Mundart hört man ihre Stimme. — — Die Schuld mag aber liegen, woran sie will (außer oder in uns): wir haben an der Natur nichts als Turbatverse und *disiecti membra poetae* zu unserm Gebrauch übrig. Diese zu sammeln ist des Gelehrten; sie auszulegen, des Philosophen; sie nachzuahmen — oder noch kühner! — — sie in Geschick zu bringen, des Poeten bescheiden Teil.“

Umgekehrt ist für Hamann Reden Übersetzen, aus einer Engelsprache in eine Menschengsprache, „das heißt Gedanken in Worte, — Sachen in Namen, — Bilder in Zeichen“. Diese Art der Übersetzung vergleicht Hamann mit der verkehrten Seite von Tapeten. Er führt aus Roscommon's „Essay on translated verse“ den Satz an: „And shews the stuff, but not the workman's skill.“ Noch ein Bild entlehnt er: die Sonnenfinsternis, die in einem Gefäß voll Wasser in Augenschein genommen wird.

Nicht noch mehr sei hier abgeschrieben. Besser sei auf Rudolf Ungers Zergliederung und Wertung der „Aesthetica in nuce“ (Hamann und die Aufklärung, Jena 1911 I, 245 ff.) verwiesen. Unger holt auch aus andern Schriften Hamanns Hergehöriges heran. Feststellen aber muß er, daß Hamann sich wesentlich nur auf Nachweise aus dem ersten Buch Mosis beschränkt. Unger nennt älteres Schrifttum, das die Wertung Hamanns mehr oder minder vorwegnimmt: Longin, Montaigne, Petron, Bacon, Blackwell, Lowth, Goguet; er deutet auf Winckelmann, auf Rousseausche Naturromantik und auf Diderots Tendenz zur poetischen Naturwahrheit und Naturverherrlichung. Allein all dies klingt bei Hamann, der selbst manche dieser Vorläufer anführt, nur entfernt mit. Das Wesen der urpoetischen Sprache des menschlichen Geschlechts scharf zu erfassen, überläßt Hamann andern. Nur eines setzt sich noch neben der Bildlichkeit durch: Leidenschaft als Quelle der Poesie.

„Leidenschaft allein gibt Abstraktionen sowohl als Hypothesen Hände, Füße, Flügel; — Bildern und Zeichen Geist, Leben und Zunge — — Wo sind schnellere Schlüsse? — Wo wird der rollende Donner der Beredsamkeit erzeugt, und sein Geselle — der einsilbige Blitz?“ Unger nennt Hamanns Einsicht in den organischen Zusammenhang wichtig, der zwischen Gefühls- und Phantasieerregung und metaphorisch gehobenem Ausdruck waltet. Und er kann nachweisen, daß diese Einsicht in der Affektenlehre der pietistischen Schrifthermeneutik wurzelt. Er führt aus Johann Jakob Rambachs „Institutiones Hermeneuticae Sacrae“ den Satz an: „Tropi et figurae ex adfectibus oriuntur.“ Unger weiß, wie das dem Wesen Hamanns entgegenkam. „Abgestoßen von den unpersönlichen Abstraktionen der zeitgenössischen Philosophie gab er sich mit Wollust und Zerknirschung dem elementaren Sturmhauch und Flammenwort hin, in dem der ‚Vater feuriger Geister und atmender Kräfte‘ aus dem Munde der heiligen Männer zu ihm sprach.“

So läßt sich auch begreifen, daß Hamann die älteste Urkunde des Menschengeschlechts nutzt, wenn er die Muttersprache des menschlichen Geschlechts nach ihrem Wesen erfassen will. (Vgl. Rudolf Unger, Hamanns Sprachtheorie im Zusammenhang seines Denkens, München 1905 S. 245 f.)

Schon indes am 9. Januar 1760 schreibt er an seinen Bruder, die Odyssee habe ihm ein ganz neues Licht über die epische Poesie gegeben.

Das ist angeregt durch Winckelmann und wendet sich gegen Bodmer und Klopstock, die Homer nur im kleinen nachzuahmen verstünden. Soviel ich weiß, hat Hamann sich nie genauer über den Gegenstand geäußert. In der „*Aesthetica in nuce*“ spielt Hamann die freien Rhythmen Klopstocks (bei Roth 2, 304f.), die „die rätselhafte Mechanik der heiligen Poesie bei den Hebräern“ glücklich nachahmen, gegen „Homers monotonisches Metrum“ aus. Schätzt er in ihnen — mit Lessing zu reden — eine künstliche Prosa, die seiner eigenen Ausdrucksform verwandt ist? Und nur beiläufig erwähnt er in diesem Zusammenhang den Volksgesang der Letten, eine „Kadenz von wenig Tönen, die mit einem Metro viel Ähnlichkeit hat“.

Die Scheidung von echter und unechter Poesie, die sich in der „*Aesthetica in nuce*“ ankündigt, erscheint als Scheidung von Poesie und Prosa häufiger bei Hamann. Am 20. Juli 1759 nimmt Hamann das Wort Klopstocks auf: „Empfindungen, an die sich kein prosaischer Schriftsteller wagen kann noch darf.“ Er hat unmittelbar vorher von einem kurzverstorbenen „Prediger der Gerechtigkeit“, einem „Zeugen und Märtyrer der Wahrheit“ gesprochen, „mitten unter dem unschlachtigen und verkehrten Geschlecht der Sünder“; „hier wie der König der Juden verworfen . . . , dort Sohn und Erbe, als Richter über die zwölf Stämme, eine Krone der Herrlichkeit auf dem Haupte“. Er setzt fort: „Wer kann Dinge nachahmen, die durch keinen von den fünf Sinnen geschöpft werden können? Dies sind Empfindungen, die in kein ander Feld gehören, als in die Poesie, und in keiner andern als der Göttersprache allein ausgedrückt werden können.“ All das arbeitet mit Vorstellungen, die in der „*Aesthetica in nuce*“ herrschen sollten. Oder ein Brief an Herder gedenkt im April 1765 (Roth 3, 332f.) beihin der Scheidung des Sokrates (Phaidon 61 B): „Logoi für die Philosophie und mythoi für die Poesie.“

Über Redekunst äußert sich Hamann mehrfach. Doch nur einmal, in dem Brief an Lindner vom 3. Juli 1759, scheidet er scharf zwischen Redekunst und Poesie: „Wir haben öfters uns einander die Frage aufgeworfen von der Unverträglichkeit der schwesterlichen Künste, Poesie und Rhetorik. Cicero war ein schlechter Dichter, und das an Poeten fruchtbare England zählt wenige Redner.“ Das ist um so wichtiger, als Hamann sonst Poeten und Redner auch ungetrennt auftreten läßt.

Ganz spät, in der „Metakritik über den Purismus der reinen Vernunft“, die lange nach Hamanns Tod gedruckt wurde, wird gegen Kant der Satz ausgespielt (Roth 7, 10): „Die älteste Sprache war Musik, und nebst dem fühlbaren Rhythmus des Pulsschlages und des Othems in der Nase, das leibhafte Urbild alles Zeitmaßes und seiner Zahlverhältnisse.“ Andre hatten dergleichen schon vorgetragen; Franz Hemsterhuis und sein Gefolge bewegten sich auf dieser Bahn.

Dagegen vertrat Hamann schon in den „Vermischten Anmerkungen über die Wortfügung in der französischen Sprache“ (Roth 2, 138ff.) manches, was dann von Herder näher dargelegt werden sollte, vor allem das Recht der Inversionen in deutscher Sprache. (Vgl. R. Unger, Hamanns Sprachtheorie S. 244f.)